



andacht

Gedanken zur Jahreslosung 2009

Jesus Christus spricht:

Was bei Menschen
unmöglich ist,
ist möglich
bei Gott. (LUKAS
18,27)

Die Jahreslosung ist dem Lukasevangelium entnommen und lautet: Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich. LUKAS 18,27

Ein paar Gedanken:

UNMÖGLICH?

- Nichts ist unmöglich. (Toyota)
- Man muss das Unmögliche versuchen, um das Mögliche zu erreichen. (Hermann Hesse)
- An unmöglichen Dingen soll man selten verzweifeln, an schweren nie. (Jean Giraudoux)
- Zu glauben ist schwer, nichts zu glauben ist unmöglich. (Victor Hugo)
- Sich mit wenigem begnügen ist schwer, sich mit vielem begnügen unmöglich. (Marie von Ebner-Eschenbach)
- Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. (Jesus, Markus 9,23)
- Denn es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes komme. (Lukas 18,25)

Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich. Lukas 18,27

Die Jahreslosung 2009 hat in der Bibel eine ganz besondere Vorgeschichte; in einer Übersetzung in unsere Gegenwart:

„Ein schlechter Traum“

Einem Menschen, der mit Ernst Christ sein wollte, fast jeden Sonntag in den Gottesdienst ging, eine christliche Zeitschrift abonniert hatte und keinen Kirchentag versäumte, begegnete eines Nachts im Traum Jesus. Ihm stellte er die Frage, die ihn schon lange umtrieb: „Herr, was muss ich tun, um ewiges Leben zu bekommen?“

Und Jesus sagte zu ihm: „Du weißt sehr wohl, was du zu tun hast: Spende für die Armen, unterstütze den fairen Handel, bewahre die Schöpfung, halte Frieden!« Und der Fromme sagte: „Das alles tue ich schon, mit aller mir möglichen Konsequenz.“

Als Jesus das hörte, sagte er ihm: „Eines fehlt dir noch: Verkaufe alles, was du hast, und verschenke es an die Armen! Und dann lebe besitzlos, reich nur noch bei Gott, so wie ich es tue.“

Als der Fromme dies vernahm, wurde er sehr traurig. Denn



ihm wurde klar, dass seine Spenden für wohltätige Organisationen sein Vermögen nicht wirklich in Gefahr gebracht hatten. Er wusste wohl, dass die paar Euro mehr für den fair gehandelten Kaffee kein spürbarer Verzicht waren. Und dass sein sparsames Hybrid-Auto und die Solaranlage auf dem Dach seines Hauses seinen Komfort nicht ernsthaft verringert hatten. Und mit Schauern sah er nun das abgetragene Gewand Jesu und den Staub an seinen Sandalen, und aller Frieden wich aus seinem Herzen.

Und so wandte er sich ab und erwachte. Und als ihm nun klar wurde, dass er dieses Gespräch nur geträumt hatte, war er erleichtert. Denn was ihm da im Traum abverlangt worden war, kam ihm doch, bei Licht besehen, arg übertrieben vor.

Stell' Dir vor: Du sollst eine längere Zeit an einem einsamen Ort verbringen, sagen wir: auf einer kleinen Insel. Was würdest Du unbedingt mitnehmen wollen? Und diese Frage ist jetzt weniger an den Pfadfinder in Dir gerichtet als an den „Privatmenschen“, der ja nicht nur in Kluft und kurzer Lederhose herumrennt.

Da kommt dann schon einiges zusammen: Freund/in, Fernseher, MP3-Player, Bücher, Computer, Geld, Schmuck ... – ich weiß nicht, was sonst noch alles!

Offenbar gibt es doch eine ganze Reihe von Dingen, auf die wir nicht gerne verzichten möchten. An diesen Dingen hängen wir, offenbar so sehr, dass wir uns ein Leben ohne sie kaum vorstellen können.

So ähnlich ging das dem Menschen, der das Gespräch mit Jesus gesucht hat. Es war ein frommer Mensch und ihn beschäftigte vor allem die Frage: Was muss ich tun, um ewiges Leben zu bekommen?

Und er hatte nichts von dem versäumt, was man normalerweise dafür tut, um bei Gott gut angesehen zu sein. Er hatte nicht gestohlen, niemanden umgebracht, seine Frau nicht betrogen und über niemanden Lügen erzählt. Aber der Mann merkte, dass noch irgendetwas bei ihm fehlte. Und dann sagte ihm Jesus: „Ich weiß, was dir fehlt: Verkaufe alles, was du hast, und verteile das Geld an die Armen, so wirst du bei Gott einen unverlierbaren Besitz haben. Und dann komm und folge mir!“

Ich finde das ganz schön radikal, was Jesus da verlangt. Wir haben ja schon vorhin gemerkt, dass es ganz schön viele Dinge sind, die uns wichtig sind und die wir sehr ungern hergeben würden. Und nun soll der Mann alles hergeben, was er besitzt,

und es an die Armen verschenken. Und was ist, wenn er alles verschenkt hat? Wer gibt ihm etwas, wenn er Hunger hat, wer sorgt für ihn, wenn er krank wird?

Der Fragesteller hat das wohl auch so empfunden. Er war kein armer Mensch, ganz im Gegenteil: Er war sehr reich und hätte sich von wirklich vielen Dingen trennen müssen. Und das wollte er nicht, das war ihm viel zu extrem. Und deshalb hat er sich lieber nicht Jesus und seinen Freunden angeschlossen, sondern seinen bisherigen angenehmen Lebensstil fortgesetzt. Jesus folgen, wenn es alles kostet, was man hat und mag – das ist doch sehr viel verlangt!

Tatsächlich kann einen Geld und Besitz so stark prägen, dass es einem unmöglich erscheint, all das herzugeben, was man hat. Und da kommt es gar nicht so sehr darauf an, wie reich oder arm jemand ist. Entscheidend ist, wie wichtig einem das Geld oder der Besitz ist. Wenn einem das Geld wichtiger ist als alles andere, dann ist es tatsächlich sehr schwer, das aufzugeben. Jesus sagt deshalb, es sei leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr komme als ein Reicher in Gottes Reich.

Ich behaupte mal, dass wir alle mehr oder weniger reich sind. Jedenfalls im Verhältnis zu den meisten Menschen auf der Welt gesehen. Ist es für uns also ganz unmöglich zu Gott zu kommen, weil uns unser Besitz im Weg ist? Jesus sagt dazu – und das sind die Worte der diesjährigen Jahreslosung: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.“

Gott kann tatsächlich Menschen den Mut geben, sich von den Dingen, an denen sie hängen, zu lösen. Er kann freimachen von Geiz und Angst und zu neuen Lebenszielen ermutigen. Und so staune ich über Menschen, die ganz viel aufgeben, um eine wichtige Aufgabe zu übernehmen. Wir können doch auch hier im Ostrakon oder an anderen Stellen von jungen Erwachsenen lesen, die für ein Jahr in ein armes Land gehen, um dort unter einfachen Umständen etwas Sinnvolles zu tun. Menschen, die in ein Missions- oder Entwicklungshilfeprojekt gehen, obwohl sie damit kein oder ganz wenig Geld verdienen.

Es wäre schön, wenn auch uns das, was wir haben, nicht mehr so wichtig wäre. Dann würde immer öfter etwas Neues entstehen, scheinbar Unmögliches würde möglich. Gott kann das, was uns unmöglich erscheint, möglich machen. ■

Jesus Christus spricht:

Was bei Menschen
unmöglich ist,
ist möglich
bei Gott. (LUKAS 18,27)



Die kalten Füße lassen sie aufwachen und ohne recht zu wollen verlässt sie doch den Schlafplatz und schlüpft im Dunkeln in ihre klammen Kleider vom Vortag. Schnell nach draußen. Augen blinzeln wegen des hellen Lichtes. Auch wenn die Sonne sich nur mühsam durch die Wolkendecke kämpft. Die klare Bergluft öffnet sofort die Nase und scheint den gesamten steifen Körper zu lösen. Weniger Meter entfernt der Brunnen, der das eiskalte Bergwasser für die Morgenwäsche liefert. Gesicht und Hände sind danach kalt, aber das Gefühl ist ein frisches und lässt Tatendrang spüren. Stimmen sind von der Feuerstelle zu vernehmen. Herrlich, da ist schon jemand wach und hat für warmen Tee gesorgt. Von der Feuerstelle aus haben sie einen atemberaubenden Blick. Berghänge, auf denen die Sonne die Silhouetten der Wolken zeichnet. Noch liegt der Morgen anmutig und still da. Der Tag birgt mehr...

Die Beschreibung erinnert an Fahrtenmorgen. An diese wunderbare Gefühlsmischung, wenn die Müdigkeit noch nicht völlig weicht und einen doch so viel Vorfreude durchdringt auf einen Tag, der so viel Abenteuer zu bringen verspricht. Kennt ihr die beschriebene Situation?

Die Beschreibung stammt nicht aus einem Fahrtenbuch. Sie beschreibt einen ganz normalen Morgen von Elibeth, einer jungen Peruanerin, die mit ihrer Familie in Jucúl, einem kleinen

Andenbergdorf wohnt. Für sie ist der kalte Morgen in anmutendem Bergpanorama keine einmalige Beschreibung eines Fahrtenlebnisses, sondern ihre Lebensrealität. Es ist die Welt, in der sie aufwächst, die sie nicht anders kennt und in der sie deshalb sicher auch eine selbstverständliche Kindheit erlebte. Für mich, die in einer anderen Lebenswelt lebt, sind diese Vorstellungen hart. Ich lernte Elibeths Familie während meines Freiwilligen Sozialen Jahres in Peru kennen. Sicher können viele von euch von beeindruckenden, wie bedrückenden Erlebnissen an Orten dieser Welt erzählen – vielleicht von Fahrten in Osteuropa, Freiwilligendiensten im Ausland oder Eindrücken aus Reportagen in Fernsehen oder Internet.

Solche Morgen, wie den oben beschriebenen, zu erleben, war ein großes Geschenk meines Freiwilligendienstes. Ich durfte an Orten aufwachen, die für mich als Pfadfinderin alle Fahrtensehnsüchte befriedigten. Doch das riesige Glücksgefühl konnte dabei nicht aufkommen – zu zweischneidig war die Situation. Die vermeintliche Pfadfinderromantik war hier keine. Sie war Alltag dieser Menschen, die zu meinen Freunden wurden.

Spontan am Wochenende losziehend oder auf lang geplante Großfahrten gehend wollen wir Pfadfinder Alltag zurücklassen und uns auf Einfachheit einlassen. Wir finden es großartig



Pfadfinderromantik

Die kalten Füße lassen sie aufwachen



Feuerholz zu sammeln und Bachwasser zu trinken. Wir suchen Natur und Romantik. Sie dagegen kochen jeden Tag auf ihrer Feuerstelle aus Lehm, müssen zuvor das Feuerholz sammeln, um die mühsam geernteten Kartoffeln zu kochen. Wir freuen uns darauf, unseren alltäglichen Luxus für einige Tage zurück zu lassen, den sie überhaupt gerne erst einmal besitzen würden. Das lässt bei mir viele Fragen aufkommen: Ob wir dieses Verlangen nach der Einfachheit wohl nur hegen, weil wir wissen, dass wir am Ende der Fahrt oder des Lagers wieder „verdient“ unter die Dusche springen können? Ob wir so gerne losziehen, weil wir gesättigt sind von Luxus und Konsum? Woher dieser Wunsch des Einfachen und die Suche nach dem vermeintlich Wahren, was andere Menschen unserer Erde so gerne hinter sich lassen würden? Fragen nach dem, was glücklich macht. (...)

Es geht mir nicht darum, ein schlechtes Gefühl zu verbreiten. Zu schön finde ich diese Idee des Fahrens und der Pfadfinderei. Ich trage diese Sehnsucht auch weiterhin im Herzen. Und doch schwingt nun jedes Mal ein seltsames Gefühl mit, wenn ich den Rucksack packe. Ich erinnere mich an Elibeth und nehme Gedanken mit auf Fahrt – Gedanken an sie und ihre Lebenswelt, die ich in diesem Moment wieder suche.

Habt ihr ähnliche oder aber ganz andere Gedanken und Erfahrungen?

Ich würde mich freuen, davon zu lesen. Schickt mir eure Meinung per Mail (c.himmelsbach@web.de) oder schreibt eine Antwort für das nächste Ostrakonforum. ■





Erfinderwelten

■ Vom Faustkeil bis zur Gentechnologie – ein kurzweiliger Ausflug in die Technikgeschichte



Die Welt der Technik, die Welt der Erfinder – wie lässt sie sich erzählen? Unzählige kleine Geschichten über jahrelange, mühevoll Arbeit, über das Ringen um Ideen und ihre Verwirklichung, aber auch das Wirken des Zufalls.

Reinhard Osteroth hat sich diesem Unterfangen gestellt; er nimmt uns mit auf eine spannende Reise hin zu genialen Erfindern und ihrer Welt. Dabei erzählt der Autor nicht die vollständige Geschichte der Technik, diesen Anspruch erhebt das Buch mit seinen gut zweihundert Seiten auch gar nicht; Osteroth richtet das Augenmerk in erster Linie auf Europa und Nordamerika, skizziert wesentliche Grundzüge und Epochen der Technikgeschichte, beleuchtet wichtige Aspekte und erzählt die Lebensgeschichte einer Reihe herausragender Erfinder.

Wo anfangen? Wo steckt der Beginn von Technik? Osteroth eröffnet mit einem Blick auf die reine Muskelkraft und den Bau der ersten Werkzeuge des Menschen in der Urzeit. Beispielhaft verweist er auf eine bekannte Filmsequenz, die Szene zu Beginn von Stanley Kubricks berühmten Science-Fiction-Film „2001: Odyssee im Weltraum“.

Nach der Darstellung der Technik in Antike und Mittelalter brechen wir auf in die neuen Welten der Renaissance und begleiten den kongenialen Maler und Mechaniker Leonardo da Vinci. Auf ihn folgt Johannes Gutenberg mit seiner so folgenreichen Erfindung des Buchdrucks, die gerade im Verlauf der Reformation eine enorme Bedeutung gewinnen sollte.

Für die weitere Entwicklung der Technik spielt die allmähliche Entstehung der Patentgesetze eine nicht unerhebliche Rolle, schließlich bieten erst Patente dem Ersten unter den Erfindern einen rechtlichen Schutz vor Ideendiebstahl. Dann werden neue

Kräfte freigesetzt: Wir verfolgen den Weg bis zur Entwicklung und Nutzung der Dampfkraft sowie der Elektrizität, begleiten die Gebrüder Montgolfier bei der Verwirklichung ihres Traums vom Fliegen durch die Erfindung des ersten Heißluftballons. Gerade dieses Kapitel zeigt, wie langsam das allgemeine Entwicklungs-tempo vor 1800 noch war.

Im Jahrhundert der Fabriken angekommen, folgen wir den Spuren von Werner von Siemens, Thomas Alva Edison und Rudolf Diesel, mit deren Geschichten sich die mächtige Bewegung des 19. Jahrhunderts, das Zeitalter der Industrialisierung erschließt. Die Geschwindigkeit nimmt zu, das Tempo wird rasanter, auch beim Lesen. Der schreckliche Feldzug der Erfindungen im Ersten Weltkrieg eröffnet dann das Kapitel „Utopien des Alltags und der Zukunft“ über die vielen technischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert: Wir lernen Hugo Junkers kennen, den Dessauer Pionier der zivilen Luftfahrt, erleben den frühen Computerbauer Konrad Zuse und seine erste legendäre Rechenmaschine „Z 1“. Über die Zündung der ersten Atombombe und das Unternehmen Mondlandung führt uns der Autor schließlich zur Gentechnik der heutigen Zeit – wir sind im 21. Jahrhundert angekommen.

Die Welt der Technik – diese unzähligen kleinen Geschichten reiht Reinhard Osteroth nicht einfach aneinander; der Autor stellt sie ein in ihre äußeren Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Umstände: Warum nimmt eine Erfindung erst zu einem bestimmten Zeitpunkt ihren Lauf? Welche Köpfe stecken hinter einer Entwicklung? Welche Bedeutung haben Erfindungen für unsere Lebens- und Arbeitswelten? Und welche Rolle spielen nicht zuletzt finanzielle Mittel?

Reinhard Osteroths „Erfinderwelten“ sind packend erzählt und sehr kurzweilig zu lesen; dieser Ausflug in handlich verpackte Kapitel der Geschichte macht auch Lesern Spaß, die kein ausgeprägtes Interesse an technischen Fragen haben. Das liegt zum einen an der Sprache und Ausdrucksweise des Autors: Hier hat jemand an seinen Worten und Sätzen gefeilt wie an einer Erfindung und so seinen persönlichen Duktus entwickelt. Der ehemalige CPDer ist Jahrgang 1958 und aufgewachsen im Landkreis Helmstedt: Vor diesem Hintergrund bereitet der Ausflug in die Geschichte der Technik noch mehr Freude, denn es sind die kleinen, persönlichen Momente, die diesem Buch zusätzlich eine besondere Note geben. ■

**Reinhard Osteroth:
Erfinderwelten. Eine kurze
Geschichte der Technik.
Rowohlt Berlin, 2008; 222 Seiten,
16,90 €**